

T.S. Elin

Götterkind 2

Über das Buch

Leise raunen die Nornen, wispern geheimnisvoll, spinnen und wirken das Schicksal. Nichts und niemand entgeht ihrem gewaltigen Tun. Vor den Toren ihrer Heimstatt endet Odins Macht, lösen sich Lokis listige Pläne in Luft auf, zerschellen Bitten und Hoffnungen.

Sie lauschen. Ihre Sinne sind auf die Eine gerichtet.

Dann verweben die unbestechlichen Hüterinnen der Vorsehung einige Fäden im Geflecht des Schicksals erneut und es ändert sich der vorherbestimmte Lauf aller Neun Welten.

Arawn stellt sich dem Kampf mit einem schier unüberwindlichen Gegner, Godfrid und Emma wagen das Aussichtslose und Annora droht alles zu verlieren. Anderwärts Ordnung taumelt ins Chaos, Loki sieht seine lang verfolgten Pläne scheitern und Odin, außer sich vor Zorn, entfesselt einen nie dagewesenen Sturm, der ungebremst über Asgards Bewohner hinwegfegt.

Götterkind 2 ist der zweite Teilband der Edda Reloaded Reihe: uralte Prophezeiungen, angedeutete Geheimnisse, erschütterte Gewissheiten – alles ist anders und Asgard viel näher, als du ahnst.

Über die Autorin

Tiphaine Somer Elin ist verheiratet und lebt mit ihrem Mann im Süden Deutschlands. Im letzten Jahrtausend geboren, schreibt sie seit vielen Jahren beruflich, doch mit der Edda Reloaded Reihe trat sie erstmals als Autorin in Erscheinung. Denn eine Geschichte über Helden, die gezeugt und geboren wurden, um sich jeder Bedrohung entgegenzustellen, die für eine Liebe kämpfen und den Lauf der Welt für immer verändern, einer Welt, deren bestgehütetes Geheimnis die Wölfe Odins sind, *musste* einfach geschrieben werden.

Wie diese Story zu ihr kam? Nun, das ist eine Geschichte, die sie bestimmt erzählen wird ... irgendwo, irgendwann ...

alle Rechte bei T.S. Elin
Johannisgasse 4, 86152 Augsburg
Originalcopyright © T.S. Elin 2017

... all jenen, die nie mit dem Träumen aufgehört haben

Prolog

Nachdenklich betrachtete Loki das feine rote Band, das sich um den Zeigefinger seiner linken Hand wand. Fünf Haare waren nicht viel. Auch dann nicht, wenn es sich um sehr lange, gekräuselte Haare handelte. Er hätte die junge Vanin noch ein wenig länger rupfen sollen ...

Vorbei, an Annoras Haarschopf war in nächster Zeit kein Rankommen und bei so wenig Material sollte er sich besser darauf konzentrieren, was er mit dem kostbaren Schatz anfangen *wollte*, statt auf das, was er damit anfangen *könnte*. Wenigstens bestand Aussicht, dass das glückliche Paar vielleicht, irgendwann, demnächst in Asgard vorstellig würde – Arawn hatte sich seiner Braut wohl erklärt.

Das hatte er allerdings vor drei Midgardjahren getan und der Eroberungsfeldzug des ›Thegns von Mounfeld‹ schien ins Stocken geraten zu sein. Mem hatte sich nicht mehr gerührt und Loki nichts Neues erfahren.

Das war schlecht, sehr schlecht sogar, denn Odins kaum zu zügelnde Ungeduld, durch Eiks und Lokis Berichte vor fast sechs Jahren vorübergehend gebändigt, brach sich grollend ihre Bahn. Eine Verlängerung der ›Brautwerbung‹ würde es nicht geben und Arawn war hoffentlich schlau genug, dem Wunsch seines Vaters zu entsprechen, bevor über ihn und seine Braut ein Sturm

hereinbrach, dem sich die beiden lieber nicht aussetzen sollten.

Je länger Loki über diesen Sturm und seine möglichen Folgen nachdachte, je mehr er Arawns Liebe und die wahrscheinlichen Absichten des Fürsten von Anderwelt berücksichtigte, desto klarer wurde ihm, dass die Haare unbedingt eines sollten – Annora auffinden, falls sie verloren ging.

Loki wollte jedes einzelne Haar mit einem Albenzauber belegt wissen, durch den sich die Göttin ausmachen ließ, falls sie Arawn wider Erwarten verlustig ging. Er würde die Haare glätten und zu einem hauchzarten Faden verspinnen lassen, um den Zauber zu verstärken.

Loki scheute die Kosten nicht. Sein Instinkt sagte ihm, dass er die Investition nicht bereuen würde und jahrtausendealte Erfahrung hatte ihn gelehrt seinem Instinkt zu vertrauen.

1

»Das war kein Mensch, mein Prinz.«

1065 Tostig, Earl von Northumbria, lässt die ältesten Söhne zweier Adelsfamilien ermorden, obwohl er sicheres Geleit versprach. Der ohnehin unpopuläre Earl verliert jeglichen Rückhalt in der Bevölkerung – es kommt zum Aufstand. Von König Edward abgesetzt und verbannt, fordert Tostig den Beistand seines Bruders. Aber Harold, Earl von Wessex und Edwards rechte Hand, verweigert seine Unterstützung und schafft sich einen unversöhnlichen Feind: Tostig schwört Rache. Gegen Ende des Jahres erkrankt Edward. Der König ist so geschwächt, dass die Einsegnung der Kathedrale von Westmynster am 28. Dezember ohne ihn stattfindet.

Mounfelds Palisaden erhalten einen Wehrgang und werden, wie die Hütten auf dem Gut, mit dem grauen Sandstein aus dem Steinbruch von Horsham gedeckt. Die flachen Platten liegen auch auf den Böden und dem Dach von Philipps neuer Halle. Der bräunlich-gelbe Stein für das Mauerwerk stammt jedoch aus dem nahen Steinbruch von Hastings.

Die Küche (mit überdachtem Zugang zum Back-

haus) ist vollendet. Sie schmiegt sich an die Außenmauern der Empfangshalle im Erdgeschoss und verfügt nicht nur über einen Kamin mit Rauchabzug, sondern auch über Licht – den teuren Fenstern aus Frankreich sei Dank. Im Herbst passten die von Fári angelernten Zimmerer stabile Holzläden ein.

Annora, im Oktober zwanzig geworden, führt noch immer keinen eigenen Hausstand, obwohl sie den perfekten Ehemann an der Hand hat – einen, den sie will, und einen, der auch sie will. Aber ihre Eltern (vor allem ihr Vater!) verschleppen die Verlobung mit wenig überzeugenden Argumenten ein ums andere Mal.

Sie versteht den Widerstand ihres Vaters nicht. Das tut mittlerweile kaum mehr jemand auf Wheatlington, selbst Harold rollt mit den Augen. Annora zählt sich bereits zu den alten Jungfern und spielt mit dem Gedanken durchzubrennen. Das Verhältnis zu ihren Eltern ist gespannt.

- 1066 Edward stirbt in der Nacht vom 4. auf den 5. Januar und erlebt in Westminster nur noch die eigene Totenmesse. Er wird am 6. in der geliebten Kathedrale beigesetzt und Harold, Earl von Wessex, am selben Tag zum König von England gekrönt. Dann überschlagen sich die Ereignisse: Wilhelm, Herzog der Normandie, erhebt aufgrund fadenscheiniger Verwandtschaftsverhältnisse und angeblicher von Edward und Harold geleisteter

Versprechen Anspruch auf den englischen Thron. Unmittelbar nach Harolds Krönung fordert der Normannenherzog die Übergabe Englands. Ein Ansinnen, das Harold selbstverständlich zurückweist. Wilhelm droht mit Eroberung und beginnt unverzüglich mit Kriegsvorbereitungen.

Inzwischen dient sich Tostig, seit Monaten im Exil, jedem europäischen Herrscher und König an, der ihm bei der Umsetzung seiner Rachegepläne hilfreich sein könnte. Bei Harald, König von Norwegen, findet er endlich ein geneigtes Ohr. Im Anschluss an die Zusammenkunft mit Tostig hält Harald die Eroberung Englands für eine glänzende Idee. In den folgenden Monaten schart er Schiffe und Männer um sich, um England ganz im Stile eines Wikingers zu überfallen.

Harold, König von England, bleibt nicht untätig. Er rüstet auf, formiert eine Flotte und ruft jeden wehrfähigen Mann zu den Waffen:

die für zwei Monate im Jahr zum Kriegsdienst verpflichteten Bauern,

die Männer der königlichen Wache (unerschrocken, stark, mutig und im Schwertkampf ebenso versiert wie im Umgang mit den tödlichen Äxten), und jeden Thegn, ob königlich berufen oder nicht, der sich und seine Männer zur freien Verfügung des Königs zu halten hat.

Ab Mai kreuzt Harolds Flotte vor der Kanalküste und Englands Süden ist mit kampferprobten Rit-

tern und Kriegern gespickt wie ein Morgenstern. Auch Philipp und seine Männer patrouillieren die Küste auf und ab. Oder stehen auf einem der Hügel Wache.

Auf Mounfeld wurde, trotz oder vielleicht gerade wegen der Kriegsvorbereitungen, unermüdlich weitergebaut. Natürlich ist die neue Halle weit von ihrer Fertigstellung entfernt, aber einige der wichtigsten Wirtschafts- und Privaträume können bezogen werden. Philipp gestaltet sein Schlafzimmer mit Blick auf seine künftige Frau einladend und behaglich – soweit ihm der Dienst für den König Zeit dafür lässt.

Annoras Verhältnis zu ihren Eltern verschlechtert sich stetig. Dass ihre Mutter Emma ihren Mann bedrängt, seinen Widerstand angesichts der unsicheren Zeiten endlich aufzugeben, hilft nicht wirklich, Godfrid stellt sich nach wie vor stur.

1066 Ende August, widrige Winde halten Wilhelms Flotte in der Normandie fest, weshalb die ange drohte Eroberung Englands bislang ausblieb.

Staub klebte in Philipps Haaren, klebte auf seiner Haut, klebte auf seiner Kleidung. Staub, vermischt mit Schweiß, obwohl er kaum mehr trug als Hosen, Hemd und Waffen. Er schwitzte trotzdem und konnte seinen Geruch kaum noch von dem seines Pferdes trennen. In den letzten Wochen und Monaten war er mit dem Hengst, einem Sohn Donners, fast verwachsen, auch

wenn es immer wieder kurze Erholungspausen auf Mounfeld gegeben hatte, in denen Philipp *nicht* auf oder neben dem ausdauernden Tier geschlafen hatte.

Jetzt, nach einer weiteren Patrouille im Hinterland von Sussex, um den Küstenabschnitt vor Wheatlington zu sichern, sehnte er sich nach einem guten Essen, einem Bad und etwas Schlaf. In dieser Reihenfolge. So wie jeder seiner Männer.

Das galt natürlich nicht für die, die jetzt grüßend an ihm vorbeiritten. Die sahen noch frisch aus, ausgeruht. Was daran lag, dass sie ihren Dienst *jetzt erst* antraten. Das mit dem frisch aussehen würde sich ändern, und zwar bald, sehr bald, denn der heiße, trockene Spätsommer würde auch von ihnen seinen Tribut fordern. Von ihnen und von den Rittern und Knechten, die als »Gäste« auf Mounfeld einquartiert waren, weil sie aus Devon, Suffolk, Berkshire oder sonst woher kamen.

König Harold hatte gerufen und sie waren gekommen. Hunderte, Tausende. Und jeder brauchte einen Platz zum Schlafen, zum Essen, zum Leben.

Nicht jeder bekam einen und wer auf einem der Güter gelandet war, schätzte sich glücklich. Wer auf Mounfeld gelandet war, schätzte sich noch glücklicher, denn der Ruf des Gutes hatte sich schnell herumgesprochen. Hier gab es hervorragende Verpflegung, frische, gut gestopfte Strohsäcke, saubere Decken, mehrere Hütten zum Schlafen (auch die alte Halle des Thegns!) und das alles auf dem hervorragend befestigten Gut eines kampferprobten königlichen Thegns. Sie hätten es deutlich schlechter erwischen können und die Stimmung auf Mounfeld war dementsprechend gut.

Zwar waren sämtliche Ställe überbelegt (Beric hatte im Schnelldurchgang provisorische Hilfsknechte »ausbilden« müssen), platzten viele Hütten aus allen Nähten, schimpfte jede Frau, die kochen konnte, dass sie ihr Lager auch gleich an der Feuerstelle aufschlagen könne (was stimmte), aber insgesamt verhielt sich der bunt gemischte Haufen aus Kriegern und Knappen, Schlachtpferden und Knechten erstaunlich diszipliniert.

Was ein Segen war, denn die Anstrengungen der letzten Monate hatten Philipps Nerven reichlich strapaziert: Ein wenig war den Ereignissen geschuldet, die ihn seit Januar 1066 mitten in die englische Thronpolitik katapultiert hatten. Etwas mehr den knapp einhundert bärtigen Fremden, die diese Ereignisse nach Mounfeld gespült hatten und die er alle verköstigen, versorgen und bei Laune halten musste. Aber für den Löwenanteil war Godfrid verantwortlich, denn der hatte sich in den letzten drei Jahren keine Handbreit bewegt.

Was immer Philipp an Geduld, gutem Willen und Beharrlichkeit aufbrachte – an der Missbilligung seines vermaledeiten Schwiegervaters zerschellten seine Bemühungen wie Schiffe an den Unterwasserfelsen vor Englands Küste. Philipp hatte es mit Geduld, Redlichkeit und Rechtschaffenheit versucht – ergebnislos. Die Abneigung, die Godfrid ihm unbeirrbar entgegenbrachte, war so beständig wie das Amen in der Christenkirche.

Doch Philipp lief die Zeit davon. Der Aufschub, den er Loki abgerungen hatte, war seit knapp einem Jahr aufgezehrt und wenn er Annora nicht bald zur Frau nahm und nach Asgard brachte, würde sich Odins Unmut über Midgard entladen wie ein Vulkan.

Er selbst würde sich schneller in einem der Kerker seines Vaters wiederfinden, als er blinzeln konnte. Und Annora und ihre Familie ...? Philipp lief trotz der Hitze ein Schauer über den Rücken. Odin würde etwas einfallen, da war er sich sicher. Das Wenigste war, dass Annora, jetzt alt genug und kein junges Dingelchen mehr, in den Privatgemächern seines Vaters verschwand und als seine Geliebte wieder herauskam, wenn überhaupt. Das konnte und wollte er auf keinen Fall.

Philipps Mundwinkel verzogen sich grimmig. Er hatte mehr als genug Geduld mit Godfrid gehabt. Wenn der Sturkopf sich nicht freiwillig bewegen wollte, würde er ihn eben dazu zwingen. In wenigen Wochen würden die mit dem Herbst einsetzenden Stürme eine Überquerung des Ärmelkanals für den Rest des Jahres unwahrscheinlich, wenn nicht unmöglich machen. Falls Wilhelm seinen Anspruch auf den englischen Thron noch in diesem Jahr geklärt sehen wollte, musste er sich also beeilen.

Bis zu den Herbststürmen würde Philipp warten und nicht eine Woche darüber hinaus. Sollte Godfrid seine unmissverständliche Aufforderung, sich in Bewegung zu setzen, weiter ignorieren, würde er sich bei den heimlichen Treffen mit Annora nicht länger zügeln. Und er würde Annora nicht länger zügeln – nicht ihre Leidenschaft, nicht ihre Lust und nicht das Verlangen, das sie empfand, wenn er sie in den Armen hielt und küsste.

Die Konsequenzen, die das haben würde, waren absehbar ... Philipp lächelte schmal. Annora lebte im Mittelalter und im Mittelalter war eine schwangere Frau besser verheiratet, selbst wenn ihr Mann ein Odinson und *nicht* die erste Wahl ihres Vaters war.

Als Philipp durch das massive Tor von Mounfeld ritt, hatte sich seine Stimmung erheblich verbessert. Sich dem Verlangen seiner Braut entgegenzustemmen, war ihm immer schwerer gefallen und die Vorstellung, sich diesen Kraftakt nicht länger abverlangen zu müssen, war ... reizvoll, trotz der Müdigkeit, die ihn fest im Griff hatte.

Tatsächlich konnte er sich nicht erinnern, jemals so müde gewesen zu sein. Nicht bei den Grenzpatrouillen in den unwirtlichen Nordlanden und den damit verbundenen Trolljagden, die seine Brüder regelmäßig zu Kämpfen um die Hackordnung anstachelten. Nicht bei der mühseligen Jagd auf jene Zwerge, die sich Odins Herrschaftsanspruch nicht unterwarfen und die in den nachtschwarzen Stollen, Minen und Katakomben von Schwarzalbenheim ihr Unwesen trieben.

Ja, nicht einmal während seines gefährlichen Ausflugs nach Helheim, als er sich auf dem Rücken von Sleipnir tagelang mit Hels Häschern und ihren Gift spuckenden Höllenhunden herumgeschlagen hatte, weil er auf Odins Wunsch mehrere der rasenden Welpen herbeischaffen sollte, egal wie er es anstellte.

Er war der Totengöttin Hel damals entkommen, *mit* seiner knurrenden, buckelnden Beute – und Müh und Not. Aber es hatte nicht viel gefehlt und die Hunde der Riesin hätten ihm mit Wonne das Fleisch von den Knochen gerissen.

Die Aufgabe, die Harold ihm übertragen hatte, mutete dagegen geradezu banal an, aber sie verlangte ihm seit Wochen, seit Monaten, einen Einsatz rund um die Uhr ab. Wenn Philipp einen Trupp seiner Männer in

Mounfeld abgeliefert hatte, verließ er es unmittelbar darauf mit einem anderen und dazwischen reichte die Zeit oft kaum zum Essen und noch seltener für zwei, drei Stunden Schlaf.

Doch heute würde er nirgends mehr hingehen. Heute würde er sich vom Bader, der sich auf Mounfeld niedergelassen hatte, rasieren und von Fári ein Bad richten lassen. Dann würde er einen Kessel von Mems Eintopf in sich hineinschaufeln und anschließend aufs Bett fallen wie ein Stein. Und aufstehen würde er erst, wenn er ausgeschlafen hatte – oder die Welt unterging.

Philipp hatte Beric die Zügel seines Pferds in die erfahrene Hand gedrückt, kaum dass er das Tor von Mounfeld hinter sich gelassen hatte. Er war zügig den Hügel hinaufgeschritten, um schneller hinter den Türen seiner Halle zu verschwinden, als seine Leute grüßen konnten. Und dann, endlich, war er allein, oder fast allein, denn seine Haussklaven waren sofort zur Stelle.

Zwei nahmen ihm die Waffen ab, zwei warteten mit Wasser, Seife und Handtuch, zwei zogen ihm die Stiefel von den Füßen, kaum dass er sich auf einen der schweren Stühle geworfen hatte. Er wusch Hände und Gesicht, trocknete sich notdürftig ab und entließ alle sechs, als er hörte, wie Mem ihren Mann aus der Küche scheuchte. Dann roch er das Ale, das Fári in einem Krug vor sich hertrug und Suppe und Brot und geräucherte Würste und Äpfel, die Mem auf einem Tablett hinterhereschleppte, und auf einmal wollte er nur noch essen und Bad und Rasur waren ihm von einem Moment auf den anderen völlig gleichgültig.

Und während er aß, saßen die knorrigen Zwerge mit am Tisch, ein Stück Heimat, und die Einzigen, bei denen Philipp nicht vorgeben musste, etwas zu sein, was er nicht war.

Sie schwiegen und sahen ihm beim Essen zu und schwiegen immer noch, als er bei den Äpfeln angelangt war, aber dann fingen sie an zu sprechen. Leise, flüsternd und auf Französisch, weil sie so ganz sicher von keinem auf dem Gut verstanden wurden, denn das, was sie zu sagen hatten, war für die Ohren des Odinsons bestimmt und für niemanden sonst. Als sie geendet hatten, stand Philipp auf, erteilte Fári den Auftrag, ihn vor Mitternacht zu wecken und sich keinesfalls abweisen zu lassen. Er stieg die Treppe hoch, betrat sein Schlafzimmer, warf sich auf das breite Bett und wurde vermeintlich wenige Sekunden später aus dem Schlaf geschüttelt.

Fáris kurze, aber starke Finger hatten sich in seiner Schulter festgekrallt und rüttelten ihn unbarmherzig durch. Normalerweise hätten Philipps empfindliche Ohren den Zwerg schon von weitem gehört und der Wolfssohn hätte mit gezücktem Schwert hinter der Tür gestanden, aber in den letzten Wochen war nichts normal und so quälte sich Philipp mühsam aus dem Bett. Er folgte dem Zwerg in die Küche, warf sich kaltes Wasser ins Gesicht und verschwand unmittelbar darauf in der Dunkelheit.

Seine Gestalt verschmolz mit jedem Schatten, der noch schwärzer war als sein eigener. Er schlich den Hügel hinauf, überwand lautlos die innere Palisade, dann, zwischen zwei Wachen, die äußere und verlor sich anschließend in der Finsternis unter den nahen Bäumen.

Kaum außer Sicht begann er zu laufen, schnell, sicher und zielstrebig. Der schmale Mond spendete fahles Licht, das mitunter bis auf den Waldboden fiel, aber Philipp wäre auch ganz ohne ausgekommen. Er verließ sich ohnehin mehr auf sein Gehör als auf sein Augenlicht und noch mehr auf seinen Geruchssinn, und als seine Nase auf halbem Weg zwischen Mounfeld und Wheatlington Witterung aufnahm, blieb er stehen und sog die Luft tief in sich ein. Dann sprang er auf den untersten Ast einer dicht belaubten Buche, wurde eins mit dem Schatten des Blätterwerks und wartete unbeweglich auf ein Ereignis, von dem er inständig hoffte, dass es nicht eintreten würde.

Seine Hoffnung erstarb, als sich in einiger Entfernung von seinem Beobachtungsposten zwei Körper aus der Finsternis des Waldes schälten. Sie verharrten kaum merklich auf dem Pfad zwischen den Bäumen, als würden sie beraten, wo sie sich hinwenden und was sie weiter tun sollten. Die schlanken Gestalten mit dem silberhellen Haar waren zu schnell für das menschliche Auge. Würden Menschen sie zu Gesicht bekommen, dann nur, weil sie das ausdrücklich wollten. Aber sie waren nicht schnell genug für einen Sohn des Fenriswolfs. Philipp sah sie, hörte sie, roch sie. Die Zwerge hatten recht – in der Nähe von Mounfeld (und Wheatlington!) trieben sich Dunkelalben herum, und die große Frage war, was sie hier wollten.

Ihre Anwesenheit mochte purer Zufall sein – oder auch nicht, auf Midgards Oberfläche ließ sich das schlanke, verbitterte Volk kaum noch blicken.

Philipp musterte die beiden Alben unter halb geschlossenen Lidern. Dunkelalben sahen deutlich besser als Menschen und das leichte Funkeln seiner Augen hätte seine Anwesenheit verraten können. Er blieb bewegungslos auf seinem Ast sitzen, atmete flach und wartete darauf, dass sich die Alben seiner Buche so weit näherten, dass er beide mit einem Sprung zu Fall bringen konnte.

Aber den Gefallen taten sie ihm leider nicht. Es schien, als hätten sie beschlossen, sich zu trennen, denn kurz vor dem Baum schwenkten sie in verschiedene Richtungen ab. Philipp fluchte leise ... und sprang. Er kam sogar ziemlich genau zwischen den beiden auf, aber trotz ausgestreckter Arme bekam er keinen von ihnen zu fassen, denn die Alben, offensichtlich trainierte Kämpfer, wichen zur Seite und verschwanden innerhalb eines Wimpernschlages zwischen den Bäumen. Philipp fluchte erneut, deutlich lauter diesmal, und nahm die Verfolgung auf.

Seine Beute war schnell und darauf aus, ihn an der Nase herumzuführen. Sie schlug Haken, kreiselte um ihren Verfolger und nahm, wann immer Philipp einer der wieselflinken Gestalten zum Greifen nahe gekommen war, Zuflucht zu einer Handvoll Feenstaub, der seine Nase betäubte, seine Sicht trübte und sich wie Watte auf seine Ohren legte. Es war eine erbarmungslose Hatz, für Philipp dadurch erschwert, dass er zu müde und nicht schnell genug war, um die Alben unverzüglich zur Strecke zu bringen. Und dass sie ihn wiederholt mit dem funkelnden Staub bewarfen, machte ihm die Jagd nicht leichter.

In die Luft geworfen verdampfte das Pulver zu feinem Nebel, der, eingeatmet, Menschen unverzüglich in einen tiefen Schlaf versetzte, aus dem sie ohne Erinnerung wieder erwachten. Vielleicht wieder erwachten. Vielleicht aber auch nicht, das hing davon ab, *wie viel* Feenstaub sie eingeatmet hatten.

Es kam immer wieder vor, dass Menschen versehentlich in einen Feenkreis traten (oder von Feen dorthin verschleppt wurden), nur um durch Feenstaub in einen tiefen, todesähnlichen Schlaf zu fallen, aus dem sie jahrhundertlang, jahrtausendlang nicht erwachten.

So weit würde es mit ihm nicht kommen, Philipp war ein Gott und kein Mensch, aber auch an ihm ging der Staub nicht spurlos vorüber. Er legte sich wie ein Netz aus Blei auf seine müden Glieder und irgendwann, nach der vierten oder fünften Handvoll, schien sein Körper durch das Gewicht von hundert Kettenhemden beschwert, Schild inklusive. Als Philipp die Füße kaum noch vom Boden bekam, weil sie offensichtlich Wurzeln geschlagen hatten, gab er auf und ließ die Alben ziehen. Sollten sie wieder auftauchen, was an sich schon ein schlechtes Zeichen wäre, würden sie einen deutlich wacheren und schnelleren Thegn antreffen und dann würde ihnen selbst Feenstaub nichts nützen. Philipp würde sie erwischen, bevor sie den Gedanken an das glitzernde Schlafmittel auch nur zu Ende gedacht hatten.

Für diese Nacht jedoch war die Jagd zu Ende, jedenfalls rund um sein eigenes Anwesen. Der Thegn von Mounfeld hetzte so schnell er es vermochte nach Wheatlington, fand Harolds Gut und die Umgebung frei von Fremdgerüchen und hastete nach Mounfeld zurück.

Jetzt im August graute der Morgen noch früh und Philipp wollte es in jedem Fall ungesehen über die Palisaden schaffen.

Er schaffte es tatsächlich – knapp! Als die Sonne über die sanft geschwungene Hügellandschaft von Sussex stieg, stürzte der Thegn von Mounfeld in Mems Küche einen ganzen Krug Wasser hinunter (Feenstaub auf der Zunge fühlte sich an wie eine Mundspülung mit Sägemehl), nahm anschließend das Bad, das er eigentlich am Abend zuvor hatte nehmen wollen, und ließ sich nebenbei rasieren.

Der Bader hütete sich, während der Rasur auch nur ein Wort zu viel von sich zu geben. Ein Blinder konnte sehen, dass der Thegn völlig ausgelaugt und seine Laune schwärzer als Kohle war, und mit dem Herrn dieses Gutes wollte er es sich keinesfalls verderben. Allein die Rasuren, die jeder Mann auf Mounfeld zweimal die Woche hinter sich bringen musste, waren so einträglich, dass sie ihm ein angenehmes Leben ermöglichten, und er war nicht so dumm, dieses Leben aufs Spiel zu setzen. Also arbeitete der Mann schweigend, schnell und effizient, darauf bedacht die Badestube des Thegns zügig zu verlassen, was ihm nicht leichtfallen würde, denn er liebte den Aufenthalt in diesem Tempel der Schönheit, für ihn der Inbegriff von Reichtum und Luxus.

Ein Fenster gab es hier (wie in einer Kirche!) und einen richtigen Kamin, in dem ein beachtlicher Kessel zum Erhitzen des Wassers hing. Man konnte ihn direkt über den Bottich schwenken, in dem der Thegn jetzt lag. Um die Feuerstelle war eine niedrige Brüstung gemauert,

auf der Leintücher lagen und die großen, flachen Steine, die vom Feuer erwärmt, in die Wanne gelegt wurden, damit das Wasser nicht so schnell abkühlte. Und nach dem Bad konnte man sich auf der Brüstung vom Feuer den Rücken wärmen lassen. Doch das Beste war der Abfluss, eine Vorrichtung, die er nachträglich bei seinen eigenen beiden Wannan (deren Benutzung er sich bezahlen ließ) anbringen würde: Um das Wasser abzulassen, musste nur der Spund am unteren Ende des Bottichs gezogen werden und das Wasser floss über eine steinerne Rinne nach draußen ab. Die Sklaven des Thegns mussten das saubere Wasser also die steinerne Treppe raufbuckeln, aber das benutzte nicht mehr runter. Eine große Erleichterung für jeden, der Wasser schleppen musste, auch für den Bader selbst.

Jedenfalls lag der Thegn jetzt in dem mit einem Leintuch ausgelegten Bottich, den großen, muskulösen und mit etlichen Narben überzogenen Körper bis zum Hals im dampfenden Wasser und ließ sich von ihm rasieren. Und sagte keinen Ton. Sondern brütete mit geschlossenen Augen vor sich hin. Oder schlief, aber das glaubte der Bader nicht, er hatte noch nie einen Mann unter seinen Fingern gehabt, der bei der Rasur eingeschlafen war, dafür kam sein scharfes Messer der Kehle seiner Kunden dann doch zu nahe.

Als er fertig war (keine leichte Aufgabe, bei all dem Haar) packte er seine Siebensachen und wollte sich eben zur Tür stehlen, als sein schlechtes Gewissen ihn zurücktrieb. Vielleicht schlief der Thegn ja doch? Und wenn er ertrank? Nicht auszudenken, was dann auf ihn zukäme.

Prüfend beugte sich der Bader über den Bottich, näherte sich dem frisch rasierten Gesicht seines Thegns und beugte sich noch näher, so nah, dass er meinte, seinen Atem hören zu können, aber sicher war er sich nicht. Er wollte sich eben noch ein bisschen tiefer beugen, als der Thegn die Augen aufschlug und ihn durchdringend musterte.

»Und was genau soll das werden? Kein Kuss hoffe ich, für einen Kuss bist du mir nicht hübsch genug.«

Dem Bader rutschte vor Schreck die Lederrolle mit den kostbaren Messern ins Wasser, wo sie gurgelnd in den trüben Fluten versank. Sprachlos vor Entsetzen starrte er seinen Thegn an.

»Komm bloß nicht auf die Idee, danach zu fischen«, warnte Philipp, »Ich will deine Hände auf keinen Fall im Wasser sehen! Gib mir die Eimer!« Der Bader, bleich und konfus, sah sich fahrig um und warf einen hektischen Blick auf die mit Wasser gefüllten Holzeimer vor dem Kamin.

»Die, Herr?«, fragte er nervös.

Philipp rollte mit den Augen und stemmte sich aus dem Wasser, das in einer wilden Woge rechts und links aus der Wanne schwappte. »Natürlich die, gib sie mir. Erst den Einen.«

Der Bader ergriff einen der schweren Eimer (den er mit beiden Händen tragen musste) und reichte ihn Philipp, der ihn (einhändig) entgegennahm und sich den Inhalt ohne viel Federlesens über den Kopf schüttete.

»Den Anderen.« Philipp streckte herrisch die Hand aus, wiederholte die Prozedur und strich sich anschließend die tiefenden Haare aus dem Gesicht, »Ein Tuch!«

Der Bader, jetzt rot und verlegen (der nackte Körper des Thegns war ein Anblick, der sich auch ihm selten bot), tat auch das.

»Und jetzt machst du dich auf den Weg zu Mem. Oder Fári, wer immer dir zuerst über den Weg läuft, und teilst ihnen das Missgeschick mit.« Philipp wickelte sich das Tuch um die Hüften. »Sie sollen jemanden schicken, der dein Werkzeug rettet, bevor es zu rosten beginnt und künftig ...«, den Bader traf ein eisiger Blick, »willst du einem badenden Mann nur noch dann so nahe kommen, wenn er dich ausdrücklich darum bittet. Das gilt ganz besonders für mich, hast du das verstanden?«

»Ja, Herr! Und ich wollte wirklich nur ...«

Philipp schnitt ihm das Wort ab. »Ich weiß, was du wolltest. Dachtest du, du würdest sonst noch hier stehen?«, erwiderte er hart. »Und jetzt raus mit dir.«

Der Bader suchte eilends das Weite und Philipp griff nach einem weiteren Tuch, um sich Brust und Haare zu trocknen. Er warf den feuchten Stoff auf den Boden, löste das nasse Handtuch von den Hüften und warf es achtlos hinterher, als sich plötzlich die Tür hinter ihm öffnete und erst eine, dann eine zweite Sklavin in die Badestube stolperte. Die Frauen schnappten hörbar nach Luft, dann entfuhr ihnen so etwas wie ein gekeuchtes Stöhnen, dann kam nichts mehr. Offensichtlich waren sie zu Salzsäulen erstarrt und brachten keinen Ton mehr heraus und Philipp verfluchte diese Nacht, diesen Morgen, diesen Tag. Weil er nicht hatte schlafen können, obwohl er dringend Schlaf gebraucht hätte, weil ihm Dunkelalben davonliefen, obwohl er sie jagte, weil Bader ihre Messer ins Wasser warfen, statt einfach die

Tür hinter sich zuzumachen, und weil seine Hausklavinnen zu guter Letzt etwas zu sehen bekamen, was sie nicht sehen sollten.

Nichts gelang, nichts funktionierte, wie es sollte. Zwar schwamm, was er an Feenstaub abbekommen hatte, im Badezuber, aber auf seine Sinne konnte er sich augenscheinlich trotzdem nicht verlassen. Vielleicht war er einfach zu müde und hatte die Frauen deshalb nicht gehört? Egal, Philipp biss sich auf die Lippen und war fast versucht sich umzudrehen und sei es nur, um herauszufinden, was dann mit den beiden Salzsäulen geschehen würde.

»Das ist vielleicht der prachtvollste nackte Mann, den ihr in eurem Leben zu sehen bekommt, Mädchen ...«, kam es grollend von der Treppe, »aber sicher nicht der letzte. An die Arbeit, sonst mach' ich euch Beine ...«

Die Salzsäulen erwachten zum Leben und setzten sich in Bewegung. Mit gesenktem Blick (und hochrotem Kopf) machten sie sich am Badezuber zu schaffen.

Philipps zusammengepresste Lippen verzogen sich zu einem schmalen Lächeln. Das war Mem. Kein Zweifel, sie hatte seinen Haushalt gut im Griff, und Philipp war ihr und ihrem knurrigen Humor etwas schuldig, oder Loki, je nachdem, wie man es sah. Er zog ein trockenes Tuch vom Stapel, knotete es um die Hüften, ergriff er ein weiteres und drehte sich, Rücken und Arme trocknend, um. Er ignorierte die beiden Sklavinnen (die verstohlen aufsahen, um ihn mit offenen Mündern anzustarren), nickte Mem kurz zu und verschwand durch die Eichentür, die in sein angrenzendes Schlafgemach führte. Dort entledigte er sich der Handtücher

und warf sich auf das riesige Bett. Die nächste Zeit würde Harold an der Küste ohne ihn auskommen müssen. Der Gefahr, die ihm in der Gestalt des normannischen Herzogs Wilhelm entgegentrat, war Englands König gewachsen. Der Gefahr, die sich möglicherweise gerade hinter seinem Rücken zusammenbraute, nicht. Philipp musste herausfinden, was es mit den Dunkelalben auf sich hatte und deshalb würde er die kommenden Nächte Mounfeld und Wheatlington bewachen. Aber zuvor musste er endlich diese bleierne Müdigkeit loswerden.

Philipp rollte sich in das große Leintuch und versank augenblicklich in tiefem Schlaf.

Zur selben Zeit traten zwei Dunkelalben mit einer tiefen Verbeugung vor ihren Fürsten. Nicht im pompösen Audienzsaal, nicht unter den Augen der Höflinge, sondern in den privaten Gemächern des Prinzen. Der hatte, nachdem ihm die Ankunft der beiden Krieger gemeldet wurde, noch das Essen mit seiner Schwester beendet, sich dann aber ohne Erklärung erhoben und war gegangen.

Nicht, dass eine Erklärung nötig gewesen wäre, Prinzessin Tuala wusste auch so, was es mit den beiden Kriegern auf sich hatte. Mit diesen und all den anderen, die seit Lokis *Besuch* vor mehr als sechs Midgardjahren ausgeschwärmt und ohne Ergebnis zurückgekehrt waren. Alle! Ausnahmslos!

Aber ihr Bruder ließ nicht ab von seiner fixen Idee, dass Odins Spion damals etwas vor ihnen verborgen hatte. Und deshalb hatte er Späher ausgeschickt, unzählige. Und alle diese Späher hatten Kreise gezogen. Erst kleine, dann größere. Immer mit dem Tor im Mittel-

punkt, durch das Loki Anderwelt betreten hatte. Immer auf der Suche nach *ibr*, der Vanin.

Wieder ... und wieder ... und wieder ging es um ... *sie!*
Jahr für Jahr.

Und wieder und wieder und wieder hatte Tuala ihrem Bruder bei der Rückkehr jedes einzelnen Spähers einen winzigen Spion hinterhergeschickt, kaum größer als eine Fliege, aber deutlich leiser und sehr viel klüger als diese. Die winzigen Wesen waren mit einem bemerkenswerten Gedächtnis ausgestattet und ihr vom Ritualmeister in einem reich verzierten und prachtvoll ausgestatteten Kästchen überreicht worden. Dort lebten sie, dort schliefen sie und dorthin kehrten sie wieder zurück. Die entzückenden Maschinenfee benötigen kaum mehr als ein wenig Honigwasser und etwas Gesellschaft, die Tuala ihnen gerne leistete, denn sie mochte die zarten Dinger, die durch einen Atemhauch von ihr zum Leben erwachten. Sie waren verspielt und harmlos und erzählten der Prinzessin unbekümmert, was sie gesehen und gehört hatten, und plapperten weiter und weiter, bis sie ermüdet auf Tualas Handflächen einschliefen. Die Prinzessin bettete die kleinen Wesen dann behutsam in ihr weiches Nest, schloss den Deckel des Kästchens und ging erleichtert zum Ritualmeister, dem sie wahrheitsgemäß berichtete, dass seine Geschöpfe nichts von Bedeutung mitgeteilt hatten.

Mit den Jahren hatte sich Tuala an die Gesellschaft der unkomplizierten, einfachen Maschinenfee gewöhnt und weckte sie viel öfter aus dem Schlaf als nötig, denn Tuala genoss ihr heiteres Geplapper – umgeben von den munteren Flügelwesen fühlte sie sich weniger allein. Sie

hatte sich auch daran gewöhnt, dass ihre kleinen Späher stets ohne nennenswerte Information zurückkehrten, was den Verrat an ihrem Bruder viel weniger schwerwiegend machte und eigentlich ungeschehen. Und deshalb ließ Prinzessin Tuala ihren Bruder *und* ihren kleinen Späher ziehen, ohne sich große Gedanken zu machen.

Der Prinz hingegen, getrieben von fiebriger Hoffnung, musste sich zwingen, nicht im Eilschritt durch die prunkvollen Gänge zu laufen. Er hatte die Mahlzeit aus Respekt vor seiner Schwester gemeinsam mit ihr beendet, doch jetzt drängte ihn alles zu den beiden Spähern, deren Bericht er ebenso ungeduldig erwartete wie alle anderen Berichte davor.

Dass die Mitglieder seiner Leibgarde seit Jahren ergebnislos suchten, ließ ihn kalt. Tuada war davon überzeugt, dass Loki seine Reiseroute verschleiert hatte, um etwas zu verbergen, und er war sich sicher, dass seine Krieger schlussendlich finden würden, wonach er suchte, den wahren Grund für den *Besuch* von Odins gedankenschnellem Ratgeber im Reich der Dunkelalben: die Vanin!

Als sich der Fürst von Anderwelt mit energischen Schritten seinen schlichten, fast kargen Gemächern näherte, gaben die Wachen den Weg frei, die Flügeltüren zum privaten Audienzzimmer öffneten sich und der Fürst trat ein. Die beiden Späher verbeugten sich tief, kaum, dass er einen Fuß über die Schwelle gesetzt hatte und Tuada genügte ein flüchtiger Blick, um zu wissen, dass sie kostbare Beute nach Anderwelt brachten: Neuigkeiten!

Bedauerlicherweise waren sie von der Art, die die Ungeduld des Fürsten nicht besänftigte, sondern weiter anfachte.

»Was soll das heißen, ihr wurdet *gesehen*? Menschen *sehen* keine Dunkelalben.« Tuadas Stimme war schneidend.

»Dann war es vielleicht kein Mensch, mein Prinz, denn er *hat* uns gesehen. Der Kerl sprang zielgerichtet aus dem Baum auf uns zu, vielleicht war es ein Riese?«

Der andere Alb nickte zustimmend.

»Ein Riese? Zielgerichtet? Und verfehlte euch doch?« Tuada hob spöttisch die Brauen, aber seine Späher, vertrauenswürdige Krieger aus dem Stamm der MagMor, hoben trotzig das Kinn. Ein untrügliches Zeichen für Widerspruch. Offensichtlich wussten seine Kundschafter nicht, was sie da angesprungen hatte, aber sie waren sich sicher, dass es kein Zufall gewesen war. Tuada lenkte ein.

»Und wie sah er aus, euer *Riese*?«

»Das wissen wir nicht, jedenfalls nicht genau, mein Prinz. Es war sehr dunkel, kaum Mondlicht, dicht bewaldet. Aber er war groß, größer als Menschen gewöhnlich sind, und breiter. Und sehr schnell. Er kam uns immer wieder so nahe, dass wir ihn mit Feenstaub bestäuben mussten, insgesamt mehrere Handvoll, und er lief immer noch. Das *war* kein Mensch, mein Prinz. Das war genug Feenstaub, um einen Menschen zu töten, der hätte niemals wieder aufwachen dürfen ...«

Nachdenklich wandte sich Tuada ab. »Mehrere Handvoll, sagt ihr?«

Die Krieger nickten.

»Allein in der Dunkelheit ...«, murmelte Tuada abschätzend, »Bewaffnet?«

»Er trug ein Schwert, aber er zog es nicht«, antwortete der ältere Alb knapp. »Der wollte uns nicht töten, der war eindeutig darauf aus, uns lebend in die Finger zu bekommen.«

»Mein Prinz«, meldete sich sein Begleiter, ein Alb mit jugendlichen, noch vollen Gesichtszügen zu Wort, »wenn ihr mich fragt, wollte der uns nicht nur lebend, der wusste auch, wer und was wir sind. Was immer das war, es kannte Alben und war nicht im mindesten erschrocken oder verwirrt.« Der Jüngling verstummte augenblicklich, als er den strengen Blick seines ranghöheren Begleiters auffing. Er warf Tuada einen verstohlenen Blick zu, aber der kehrte seinen beiden Spähern nun endgültig den Rücken.

»Und *wo* treibt dieser *Riesenmensch* nun sein Unwesen?« Tuada verbarg die Erregung, die ihn erfasst hatte, hinter vorgetäuschem Gleichmut. Dass er seinen Kriegern dabei den Rücken gekehrt hatte, half.

»Bei Hastings, mein Fürst, im Süden Englands. Mein jugendlicher Begleiter«, hier traf den jüngeren Alb ein böser Blick, »und ich sind von dem Hügel am Ufer des Asten zu unseren Erkundungszügen aufgebrochen.«

Tuada wandte sich brüsk um. »Schön, dann finden wir doch heraus, was es mit eurem seltsamen Riesen auf sich hat. Ich werde selbst gehen und du, Gandan, Sohn des Nalfin«, der Fürst wandte sich schmallippig dem Jüngeren der beiden Krieger zu, »wirst deinen Prinzen begleiten.«

Mehr?
www.eddareloaded.de
und ab 08.09.2017 bei Amazon